

(Nachdruck verboten.)

10]

## Foma Gordjeseu.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Klara Brauner.

„Ach, so ein Hund!“ sagte Ignat. „Sieh, was es für Menschen giebt: man bestiehlt ihn, und er verneigt sich noch und versichert einen seiner Hochachtung! Ha—ha! Man hat ihn ja vielleicht um eine Kopeke bestohlen, aber diese Kopeke bedeutet ihm so viel wie mir ein Rubel! Und es handelt sich ja nicht um die Kopeke, sondern darum, daß sie mir gehört und niemand das Recht hat, sie anzurühren, wenn ich sie nicht selbst fortwerfe. Ja, nun lassen wir das! Erzähle einmal, wo Du warst und was Du gesehen hast.“

Der Knabe setzte sich neben den Vater und erzählte ihm ausführlich die Eindrücke seines Tages. Ignat hörte zu und beobachtete aufmerksam das lebhafteste Gesicht des Sohnes, und seine Augenbrauen zogen sich nachdenklich zusammen.

„Bei Dir ist noch alles auf der Oberfläche, Bruder. Du bist noch ein Kind . . . ja, ja!“

„Wir haben in der Schule eine Ente aufgeschenkt,“ erzählte der Knabe. „Das war ein Spaß! Sie ist aufgeflogen und ist im Schwunge gegen einen Baum geprallt — traß! Aufgeschenkt hat sie sogar, und das war so kläglich. Und wir haben sie wieder aufgeschenkt, sie ist wieder in die Luft gestiegen, und es war wieder so — sie flog eine Weile und stieß an irgend etwas an. Die Federn stoben nur so! So hat sie sich in der Schlucht abgequält, und es gelang ihr mit Mühe, sich irgendwo zu verstecken. Wir haben sie nicht mehr gesucht, sie hat uns Leid gethan, sie war ganz zerschunden. Ist sie ganz blind bei Tag, Papa?“

„Ja,“ sagte Ignat. „Mancher Mensch wirft sich im Leben ebenso herum wie die Ente bei Tag. Er sucht und sucht seinen Platz, zappelt so, daß seine Federn stieben, und es führt doch zu nichts. Er zerschindet sich ganz, wird kraftlos vor Schmerz, verliert alle seine Federn und verkriecht sich auf einmal, nur um von der Plackerei auszuruhen. Wehe solchem Menschen, Bruder!“

„Wie weh es ihm muß,“ sagte Foma leise.

„Ebenso wie dieser Ente!“

„Und warum ist das so?“

„Warum? Das ist schwer zu sagen. Bei manchem, weil er durch seinen Hochmut verblindet ist, viel will und nur eine winzige Kraft hat. Bei manchem, weil er dumm ist — und noch aus vielen Gründen. Du kannst's nicht verstehen.“

„Kommt zum Thee!“ rief sie Anfissa. Sie hatte schon lange mit verschränkten Händen an der Thür gestanden und hatte gerührt die riesengroße Gestalt des Bruders, der sich freundschaftlich zu Foma neigte, und die nachdenkliche Stellung des Knaben, der sich an die Schulter des Vater schmiegte, bewunderte.

So entrollte sich vor Foma langsam, Tag für Tag ein Leben, das im allgemeinen nicht reich an Aufregungen, sondern friedlich und still war. Starke Eindrücke, die die Seele des Knaben eine Stunde oder einen Tag lang erregen, hoben sich manchmal sehr scharf von der Folie dieses eintönigen Lebens ab, doch verblaßten sie bald. Die Seele des Knaben war noch ein stiller See, der vor dem Sturmwehen des Lebens verborgen war, und alles, was die Oberfläche des Sees berührte, auf den Grund fiel, nachdem es das schläfrige Wasser für eine Weile erregt hatte, oder über seinen Spiegel glitt — das alles schwamm in weiten Kreisen auseinander und verschwand.

Nachdem Foma fünf Jahre in der Schule verbracht und mit Mühe und Not vier Klassen absolviert hatte, trat er als ein hübscher, schwarzhaariger Bursche mit gebräuntem Gesicht, dichten Brauen und dunkeln Flamm auf der Oberlippe aus. Die großen, dunkeln Augen blickten nachdenklich und naiv, und die Lippen waren kindlich halb geöffnet; wenn er aber in seinem Wunsch auf Widerspruch stieß oder irgend etwas ihn reizte, erweiterten sich seine Pupillen, die Lippen preßten sich zusammen und das ganze Gesicht nahm einen entschlossenen, eigenartigen Ausdruck an. Der Pate sagte von ihm, indem er skeptisch lächelte:

„Für die Weiber wirst Du süßer als Honig sein, Foma — aber vorläufig ist noch nicht viel Verstand in Dir zu sehen!“

Ignat seufzte bei diesen Worten.

„Du sollstest Deinen Sohn bald in Umsatz bringen, Gevatter!“

„Wart noch ein wenig!“

„Was hat man da zu warten? Laß ihn zwei, drei Jahre an der Wolga herumwandern, und dann geht's zum Altar. Sieh Dir doch einmal meine Ljubowj an!“

Ljubowj Majakina besuchte damals die fünfte Klasse einer Pension. Foma begegnete ihr oft auf der Straße, wobei sie ihm immer mit dem dunkelblonden Köpfschen in der eleganten Klappe herablassend zunickte. Sie gefiel Foma, doch ihre rosigten Wangen, die lustigen, braunen Augen und der rote Mund konnten in ihm den kränkenden Eindruck ihres herablassenden Grußes nicht verwischen. Sie war mit Gymnastinnen bekannt, und obgleich sich unter diesen auch Jeschow, sein alter Kamerad, befand, zog dieser Kreis Foma nicht an, und er fühlte sich darin beengt. Ihm schien, daß sie alle mit ihrer Gelehrtheit vor ihm prahlten und über seine Unwissenheit spotteten. Sie versammelten sich bei Ljubowj und lasen dort; wenn er sie bei der Lektüre oder bei den Debatten antraf, schwiegen sie bei seinem Anblick. Das alles stieß ihn ab. Als er eines Tages bei Majakina war, schlug ihm Ljuba vor, im Garten spazieren zu gehen, und als sie dort neben ihm herschritt, fragte sie ihn mit einer leichten Grimasse:

„Warum siehst Du so finster drein und sprichst nie etwas?“

„Wovon soll ich sprechen, wenn ich nichts weiß!“ sagte Foma einfach.

„Verne — lies Bücher!“

„Ich habe keine Lust.“

„Die Gymnastinnen wissen aber alles und können über alles sprechen — zum Beispiel Jeschow.“

„Ich kenne Jeschow . . . er ist eine Plandertafel.“

„Du beneidest ihn einfach. Er ist sehr klug, ja. Er ist bald mit dem Gymnasium fertig und fährt dann nach Moskau, um dort die Universität zu besuchen.“

„Nun, was ist denn dabei?“ sagte Foma gleichgültig.

„Und Du wirst immer ein Flegel bleiben!“

„Nun, und wenn?“

„Wie schön das ist!“ rief Ljuba ironisch aus.

„Ich werde, auch ohne zu lernen, auf meinem Platz sein,“ sagte Foma spöttisch, „und werde es noch mit einem jeden, der gelehrt thut, aufnehmen. Laß die Hungrigen lernen, ich hab's nicht nötig!“

„Pfui, wie dumm, böshaft und schlecht Du bist!“ sagte das Mädchen verächtlich und ging, indem sie ihn allein im Garten zurückließ. Er blickte ihr übelklingend und gekränkt nach, fürchte die Stirn und ging mit gesenktem Kopfe in die Tiefe des Gartens.

Er begann schon den Reiz der Einsamkeit und das süße Gift der Träume kennen zu lernen. An Sommerabenden, wenn alles auf der Erde in feurige, die Phantasie anregende Farben getaucht war, drang in seine Brust eine vage Sehnsucht nach etwas Unbekanntem. Wenn er in irgend einem dunkeln Winkel saß oder im Bett lag, ließ er die Gestalten der Märchenprinzessinnen vor sich auftauchen, sie erschienen mit dem Gesicht von Ljuba oder von andern bekannten Mädchen, schwebten im abendlichen Dunkel lautlos an ihm vorüber und schauten ihm mit rätselhaften Blicken in die Augen. Manchmal erregten diese Erscheinungen einen mächtigen Andrang von Energie in ihm und schienen ihn zu berauschen, — er erhob sich, reckte sich und sog die düstere Lust mit voller Brust ein: doch manchmal wehten diese Gestalten ein trauriges Gefühl an ihn heran, er bekam Lust zu weinen, schämte sich jedoch seiner Thränen, er wollte an sich halten, mußte aber trotzdem leise weinen. Oder sein Herz erzitterte plötzlich von dem Wunsch, Gott seine Dankbarkeit auszudrücken, sich vor ihm zu beugen; Worte von Gebeten tauchten in seinem Gedächtnis auf, und auf den Himmel blickend flüsterte er lange eins nach dem andern, und sein Herz erleichterte sich, indem er den Ueberschuß seiner Kraft ins Gebet ergoß.

Der Vater führte ihn geduldig und vorsichtig in den Kreis seiner Geschäftsinteressen ein, nahm ihn zur Börse mit, erzählte ihm von den übernommenen Lieferungen, von seinen Kollegen, beschrieb ihm, wie sie Karriere gemacht hatten, was für ein Vermögen sie jetzt besaßen, wie ihre Art war. Zoma begriff das Geschäft bald, da er sich allem gegenüber ernst und nachdentlich verhielt.

„Unser Kraut blüht wie roter Mohn an!“ sagte Majakin lächelnd und zwinkerte Ignat zu.

Und doch hatte Zoma, selbst als er sein neunzehntes Jahr vollendete, etwas Kindliches, Naives in sich, das ihn von seinen Altersgenossen unterschied. Diese verspotteten ihn, da sie ihn für dumm hielten; er blieb ihnen fern, weil ihn ihr Verhalten ihm gegenüber kränkte.

Aber dem Vater und Majakin, die ihn nicht aus den Augen ließen, stößte die Unbeständigkeit seines Charakters ernste Befürchtungen ein.

„Ich verstehe ihn nicht!“ sagte Ignat betrübt. „Er führt ein solides Leben, hat, glaube ich, mit den Weibern nichts zu schaffen, ist mir und Dir gegenüber ehrerbietig, läßt sich alles sagen, — er ist ein sittsames Mädchen und kein Bursche! Und er scheint doch nicht dumm zu sein.“

„Es ist keine auffallende Dummheit an ihm zu sehen,“ antwortete Majakin.

„Wie soll man aus ihm klug werden! Er scheint auf etwas zu warten, es ist, als hätte er einen Schleier vor den Augen. Seine verstorbene Mutter ging ebenso tastend auf der Erde herum. Der Afritan Smolin ist ja nur zwei Jahre älter, und sieh' ihn Dir einmal an! — Es ist sogar schwer zu sagen, wer bei ihnen jetzt das Oberhaupt ist, der Vater oder er. Er will in eine Fabrik gehen, um dort zu lernen, und schimpft: „Ihr habt mich schlecht gelehrt, Vater,“ sagt er. . . . Ja—a! Und der meine zeigt nichts dergleichen. O Gott!“

„Weißt Du,“ riet Majakin, „versenke ihn ganz in irgend ein dringendes Geschäft! Das wäre was! Gold wird durch Feuer erprobt. Wenn wir ihm volle Freiheit lassen, werden wir sehen, was er für Anlagen hat. Schicke ihn allein an die Kama.“

„Soll ich's versuchen?“  
„Wenn er Schaden anrichtet, wirst Du etwas verlieren, dafür wirst Du aber erfahren, was in ihm steckt.“

„Das ist wahr — ich werde ihn hinschicken,“ beschloß Ignat.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Berliner Bilder aus dem dreißigjährigen Krieg.

Unter allen deutschen Landesteilen hat die Mark mit am meisten unter den Verwüstungen, den Räubereien und blutigen Bestialitäten des dreißigjährigen Krieges gelitten. Sie lag völlig ungeschützt da und der Besitz des Bürgertums in den einzelnen Städten, so namentlich in Berlin, zog bald die Söldnerheere an, die unter der Kriegsfahne gierig dem Raube nachgingen.

Die Kriegszeit machten sich den Berlinern zunächst nicht durch heranziehende Heereshaufen bemerklich. Bis zum Jahre 1627 hatten sie nur durch das Stöcken ihres bedeutenden Handels gelitten; zwar waren auch diese Schädigungen schon schlimm genug, aber sie erreichten doch nicht die Brandschadungen, die kaiserliche Generale an andern Landesteilen geübt hatten.

Der Kurfürst beobachtete eine ängstliche Neutralität und hoffte dadurch, daß er sich weder nach dieser noch nach jener Seite einmische, dem Schicksal zu entgehen, als der schwache Dritte im Kampfe der beiden Starken zermalmt zu werden.

Diese ängstliche Neutralitätspolitik nützte aber der Mark und den Berlinern gar nichts. Lag die Mark den wüsten Kriegshaufen bequem, so kümmerten sie sich den Teufel um des Kurfürsten Neutralität. Sie raubten und plünderten, daß es eine Art hatte.

Im Herbst 1627 brachen zum erstenmal die Kaiserlichen unter Wallenstein in die Mark ein. Der Kurfürst weilte in Preußen und seine Märker konnten unterdessen Betrachtungen anstellen, wie groß des Kurfürsten Macht sei. Wallenstein kam von seinem Hauptquartier Bernau nach Berlin, stieg im Schloß ab und ließ sich's wohl sein. Als der neutrale Kurfürst aus der Ferne eine Bitte um Schonung sandte, erhielt er von dem neutralen Wallenstein die höhnische Antwort: der Krieg sei kein Kinderpiel und seine Soldaten müßten leben.

In Berlin war damals das Torquato Contis'sche Regiment einmarschiert und lag bei den Bürgern in Quartier. Hatte bisher schon das Daniederliegen des Handels die Berliner Bürger schwer geschädigt, so begann jetzt erst recht eine schwere Zeit für sie. Dem

diese Einquartierung fraß alle Vorräte mit samt ihren Besitzern weg, und wenn diese Söldnerhorden weiter zogen, sah es in den Bürgerhäusern so laßl aus, als habe jay ein Heuschreckenschwarm auf einem Getreideacker niedergelassen.

In den Straßen und Gassen Berlins herrschte damals ein wüstes Leben. Bald stampften die schweren Kofse eines Reiterhaufens daher, bald zog eine betrunkene Rotte jöhrend an den Häusern dahin, um einzubrechen und zu plündern, wo es lohnend erschien und kein stärkeer Arm sich zur Wehr erhob.

In den Trinkstuben, wo sonst die Bürger und Handwerker zusammen saßen, sah man jetzt nur noch die trunkenen Söldnerhaufen sitzen, die die Bürger längst durch ihre rohen Späße vertrieben hatten. Was der Söldner im Bürgerhause ergatterte, verkaufte er unmittelbar an den Trödler, der im Troß eines jeden Heerzuges zu finden war. Das Tuch verkauften die Söldner nach Schwertlängen und auch bei den zusammengeraubten goldenen und silbernen Kostbarkeiten wurde nicht groß nach dem wirklichen Werte gefragt. Meist jagte der Söldner das erhaltene Geld ja sofort in der nächsten Trinkstube wieder durch die Gurgel. Der Trödler vom Heerhaufen aber lief eilend zu dem Bürger, dem das Gut geraubt, um es ihm gegen hohes Auslösegeld wieder zum Kaufe anzubieten.

Auf das Deutemachen verstanden sich die Söldner des kaiserlichen Heeres wie keine andern. Im Keller, im Rauchfang, in verstopften Kisten, unter den Treppen und Dielen wußten sie die verborgenen Lebensmittel und Habseligkeiten des Birkes aufzuspüren. Mancher Berliner Bürgersmann glaubte besonders klug zu sein und vergab seine Kostbarkeiten in dem schmutzigen Gange, der zu jener Zeit die einzelnen Grundstücke von einander trennte und als Kehrstraße, Kot- und Küchenablagungsstelle diente. Aber die scharfen Blicke dieser Söldner, die das Rauben als Handwerk betrieben und aus der Erfahrung wußten, daß ganz bestimmte Plätze immer wieder zum Vergnügen und Verbergen benützt wurden, fanden die Kostbarkeiten, das Geld, die Lebensmittel immer wieder heraus. Nichts war vor ihnen sicher.

Die Hauptleute dieser Haufen gingen den Söldnern mit beträchtigen Beispielen voran. Während die Bürger um ein Stück trocken Brot betteln mußten, lebten sie in Saus und Braus. Als der Oberst Graf Montecuculi im Lande hauste, forderte er für seine Tafel täglich dreißig bis sechzig Essen und die Hauptleute, die in Berliner Bürgerquartieren lagen, thaten es ihm nach. Während das Kriegsvolk mit seinen Frauen und Töchtern spazte und an seinem Tische schwelgte, stand der Bürger zitternd beiseite. Ein Wort konnte ihm ja das Leben kosten.

Als das Regiment endlich aufbrach, hatte seine Verpflegung der Stadt Berlin bare dreimalshunderttausend Thaler gekostet. Was geraubt worden war, blieb dabei noch unberührt.

Mit seiner Neutralitätspolitik geriet der Kurfürst, als der Schwedenkönig Gustav Adolf in die Mark einbrach, als Magdeburg gefallen und zerstört worden war, gänzlich in die Brüche. Obwohl die Kaiserlichen als die Schwedischen betrachteten jetzt die Mark als feindliches Land. Der erste Einbruch der Kaiserlichen war nur das Vorspiel gewesen; die Tage des Leidens und des Schreckens brachen nun erst an.

Im November 1633 stand der kaiserliche Oberst Winß mit einem Teile des Wallenstein'schen Heeres vor den geschlossenen Thoren, den verchristeten Gräben und widerstandsunfähigen Mauern Berlins, und begehrte Einlaß. Die brandenburgische Verteidigungsmannschaft hatte es für ratiam gefunden, sich hinter die festeren Wälle Spandaus zu flüchten. Die Bürger waren in ratlofer Angst und der Probst George Vilius flehte um himmlische Hilfe, während bereits die kaiserlichen Reiter aus den Ställen der Schäfergasse vor dem Köppler Thore die Schaafherden wegrrieben. Gefandte des Rates unterhandelten mit Winß, der bei Androhung der Plünderung 20 000 Thaler von der Stadt erpressen wollte. Die Ratsgesandten boten 2000 Thaler, aber während sie noch verhandelten, erschienen sächsische Heereshaufen und trieben die Kaiserlichen in die Flucht.

Fortan ging es Berlin nicht mehr so gut. Seit 1635 war die Mark der Schauplay der Exzesse der verrohten Söldnerhaufen von „Freund“ und „Feind. Auf die Dauer des Krieges wurden die Heere zu organisierten Räuberbanden, der „Kampf um den Glauben“ und die Herreninteressen zu organisierter Räuberei. Wehe dem Landstrich, den die wüste Rotte irgend eines Heeres heimjuchte.

Berlin zog die in der Mark hausenden bewaffneten Banden verlodend an. Berlin galt als reich, und es ließ sich viel herausholen. Dazu war es fast wehr- und waffenlos. Der Kurfürst hatte sich wohlweislich aus der Mark begeben und sah von Preußen aus den Dingen zu. Im Januar 1636 hatte er von Spandau aus seinen „festen und gelahrten Berordneten“ zc. zu Cölln a. d. Spree eine Verordnung zugefandt, in welcher er die beiden Residenzstädte Berlin und Cölln „sicherte“, indem er Löhnung und Verpflegung seiner Leibcompagnie den Bürgern auferlegte und ihnen empfahl, sich abzutheilen und „die Stadt zu defendieren“. Das war alles . . . „und wir bleiben Euch in Gnaden gewogen.“ Darauf reiste er nach Preußen.

Aber mit den des Krieges ungewohnten Bürgern wurden die Söldner bald fertig. Bereits im Oktober 1636 fiel Oberst Jenß von Haberleß mit 12 000 Mann in die Stadt. Die Berliner konnten sich noch einmal durch Zahlung von 30 000 Thalern bar retten. Dem folgenden General Wrangel konnten sie nur noch 1000 Thaler in barem Gelde geben; dafür aber entblöhte dieser Räuber die Hand-

werkerstuben und Kaufhäuser von ihren Vorräten, indem er 3000 Paar Schuhe, 3000 Paar Strümpfe und 15 000 Ellen Tuch erprekte.

Und Räuberisch folgte auf Räuberisch. Vom sicheren Hüftlin aus verordnete zwar der Kurfürst, daß der Oberst v. Kochow Berlin und Cöln besetzten und mit Hilfe der Bürgerschaft verteidigen sollte, aber es fehlte hierzu an Mitteln und an Energie.

Berlin bot zur Zeit des dreißigjährigen Krieges äußerlich ein überaus hübsches Bild. Die Häuserbauten waren meist armelige Hütten, hölzerne Baraden. Selbst das Schloß war verfallen und mußte durch Holzpfähle vor dem gänzlichen Zusammenbruch geschützt werden. Der Lustgarten war ein verwildeter Busch, der in einen stinkenden Sumpf auslief. In den Straßen standen die Kram- und Fleischtische; Kot, Kehricht, Lächer im Pflaster machten die Straßen fast unpassierbar. Dazu gesellte sich der Gestank der Schweine, welcher die Luft verpestete. Schweineföden standen vor allen Häusern, und die Schweine, die sich in den Straßen herumtrieben, zerwühlten die schadhafte Straßenstellen oder wälzten sich in den Kanälen. Die Stadtmauer war verfallen, und da an ihrer Innenseite Häuser angebaut worden waren, boten auch ihre gut erhaltenen Stellen keinen genügenden Schutz mehr.

Diese Stadt konnte sich der Räuberscharen nicht erwehren und so brandschatzte die durchziehenden Haufen dieselbe bald zu Tode.

Die Raubgier, die stülpische Verworfenheit, die Bestialität überwucherte in diesen räubernden Vanden bald den letzten Rest alles menschlichen Gefühls. Man kennt die Schenlichkeiten, die von diesen Notzen angewendet wurden, um das Versteck des letzten Groschens zu erfahren. Die Geschichte wimmelt von Schilberungen der Grausamkeiten der Schweden wie der Spanier, vom „Schwedentram“ und von den gräßlichen Verstümmelungspraktiken der Spanier, bis zu den wüsten Notzuchtthaten herab, denen die weibliche Bevölkerung der Städte erlag. Der Bürger war geschickter im Verstecken und hartnäckiger im Leugnen geworden, als er das Letzte verteidigen mußte. Desto grausamer wurde der heutesuchende Soldner, den vielfach auch der Hunger zu seinen bestialischen Verbrechen trieb.

Infolge der Ausraubungen waren in Berlin bereits 1637 168 Häuser ganz von ihren Bewohnern verlassen, viele andre wurden nur von hungernden Wittwen und Waisen bewohnt. Ein Bild des Berliner Elends jener Zeit erhält man, wenn man die im VI. Hefte des „Vereins für die Geschichte Berlins“ (1872, Deder) gesammelten Aktenstücke, Eingaben und Klagen des Rates liest. Der Rat konnte kaum mehr die Stadthore bewachen, so sehr war die männliche Bevölkerung teils durch den Krieg, teils durch die von dem Kriegsgesindel eingeschleppten Krankheiten miniert worden. „Die Pest reißet dergestalt wiederum ein und ergreift bald diesen, bald jenen; der Soldat steket den Bürger, der Bürger den Soldaten an, daß fast niemand mit dem andern sicher reden oder umgehen darf.“ Die Füglosigkeit der kurfürstlichen Reiter sei so groß, daß kein Pferd, keine Kuh, kein Ose und selbst kein Mensch vor denselben gesichert sei. Berlin habe 1638 und 1639 monatlich zum Unterhalt der kurfürstlichen Völker bald 3000, bald 2711, bald 1800, bald 2100 Thaler und Cöln nach Verhältnis gegeben und das, was die Schweden geraubt hätten. Viele hätten geizet durch Wasser, Strang und Messer ihrem elenden Leben ein Ende zu machen und der Pest sei im Begriff, mit Weib und Kind ihre Wohnungen zu verlassen und ins bitterste Elend zu gehen. Wirklich erhielten denn die Soldnerheere auch aus Berlin und aus der Mark so gut wie aus andren Orten und Landesteilen den Zugzug der proletarischen Elemente, die nun selbst Kriegsdienste thaten und nun selbst raubten, nachdem sie ausgesplündert worden waren. Aber den „beiden Residentien“ wurde weder vom Kurfürsten noch von seinem braven Statthalter, dem verachteten Grafen Schwarzenberg Hilfe. Sie erhielten immer recht freundliche Antworten, aber mit papierenen Briefen konnte man sich schlecht gegen die Soldnerhaufen zur Wehr setzen.

In diesen Zeiten ging auch der letzte Rest von sozialer Widerstandskraft, den das ehemals so mächtige handels- und gewerbetreibende Bürgertum Berlins besaß, verloren. Nie waren die Trinkstuben so besetzt, wie in dieser wüsten Zeit. Was nützte es auch, die Thaler aufzusparen, da morgen vielleicht ein Soldnerhaufen sie errauberte. So wurde denn das letzte verpraßt und in der Folge herrschte das Elend. Auch die Unsitlichkeit erreichte ihren Höhepunkt und feierte in den Bürgerhäusern oft wahre Orgien. Während die Masse der Bevölkerung Hunger litt, während die Pest ihre verwüstende Bahn schritt, während fremdes Kriegsvolk die Stadt bedrohte, feierte Berlin ausgelassene Feste. Es war die Lustigkeit der Verzweiflung, die, den Tod vor Augen, dem Leben noch ein Lächeln abringen will. Heute ist heut!

Schließlich aber fand auch diese sädraliche Zeit ihr Ende und aus Blut und Thränen konnte sich Berlin langsam zu neuer Entwicklung erheben. — E. R.

## Kleines Feuilleton.

es. Der Garten. Trotz des Januartages war das Wetter lüde. Eine weiche warme Luft strich über Gärten und Felder. Wenn die Sonne hinter den Wollen hervorlam, konnte man glauben, es wäre März. In ihrem klaren, goldnen Schein lag die junge Saat grün und frisch, wie an einem ersten Frühlingstag.

In der Villa stand die Terrassentür offen. Die beiden alten Leute waren herausgekommen, der Mann stieg in den Garten hin-

unter, die Frau blieb oben stehen; sie hatte ein schwarzes Mohair-tuch über die Schulter geworfen; sie rieb sich die Hände: „Wenn der Wind geht, spiirt man den Winter doch, kalt ist es!“

„Ob es kalt ist!“ Er lachte auf. „Aber in der Some ist es prachtwoll. Ueberhaupt so 'n Wintertag auf'm Lande, da geht nichts drüber!“

„Nein! Und daß wir das noch mal so für uns haben können!“

Sie sog die frische Luft in vollen Zügen ein und beugte sich über die Brüstung. Gedankenvoll sah sie dem Mann zu, der in der warmen Mittagssonne zwischen den Sträuchern auf und nieder schritt. Er griff in die Zweige des einen und bog sie auseinander: „Wie weit der Flieder schon ist, die Knospen im Januar.“

„Das macht die milde Witterung!“

„Nein, er ist immer so weit im Januar, ich weiß noch, wie ich 'n kleiner Junge war, in Großmutter's Garten, da war's gerade so.“

„Ja, das verlernt man alles in der großen Stadt!“ Sie senfte leicht.

„Aber nun lernen wir's wieder!“ Er schlug etwas Sand von den Händen ab und schmunzelte vergnügt: „Daß wir den Garten haben, ist das beste; hab' ich mir all mein Lebtag gewünscht, so 'n Garten!“

„Er ist nur zu vernachlässigt.“

„Ja, das ist er.“

„Ich weiß nicht, wie man 'n Garten so vernachlässigen kann,“ sie schritt gleichfalls die paar Stufen hinunter und hing sich an seinen Arm, „'n Garten muß einem doch sein wie 'n Kind und man pugt ihn raus, als wäre alle Tage Sonntag! Aber sieh bloß, da am Baum hat sogar Kohl gestanden. Das sind verfaulte Kohlstumme!“

„Ja, das sind sie!“

Sie rümpfte verächtlich die Nase: „Kohl im Vorgarten, na ja, es war ein Maurer, der hier gewohnt hat, die Art hat keinen Sinn für Poesie; aber weißt Du, dies Jahr muß der Garten werden wie ein Schmuckkasten!“

„Ja, das soll er, und das ganze Dorf soll staunen!“ Er wurde immer lustiger. „Haben wir uns das Haus rausgeputzt und aus 'ner Spelunke zu 'ner Villa gemacht, den Garten pugen wir uns erst recht heraus. Da in die Mitte kommt 'n Teppichbeet hin!“

„Wie sie in Potsdam bei den Schöllern find! Ach ja!“ Sie war offenbar sehr erbaud von seinem Vorschlag: „'n Teppichbeet sieht so vornehm aus, aber in die Eden nehmen wir Geranien, recht viel brennend rote Geranien, das giebt so eine Farbenpracht und um die Ränder blaue Lobelien, das wird prächtig werden.“

„Aber auch 'n Stück Geld kosten.“

„Na ja, 'n Garten ist teuer; die Blumen können wir wohl an sechzig bis hundert Mark rechnen.“

„Und dann noch das Graben und Rajohlen und das Gießen während des Sommers.“

„Das wolltest du ja allein machen, Männe! Weißt du noch, wie du geschwärtzt hast, im Garten zu arbeiten, das Land zu bestellen; ein zweiter Cincinatus.“ Sie lachte.

„Na ja“, brummte er, „na ja, man denkt sich das so. Aber hast Du 'ne Ahnung! Das Umgraben und Wassererschleppen, und das Wäden beim Jäten! Anordnen und mal 'n welches Blatt abpflücken, na ja, aber das andre, wo man seine Sechzig bald auf 'm Rücken hat? Nee dazu ist man zu alt.“

„Siehst Du, was ich gesagt habe!“ Sie lachte noch lauter. „Na dann nehmen wir uns 'n Gärtner, wir können ja mal mit dem am Kirchplatz reden, was er berechnet!“

„Dreißig Mark bloß fürs in Ordnung bringen, ich hab' ihn schon gefragt. Wer soll denn das geben?“

Sie schwieg und sah den Tauben nach, die oben in der Luft ihre Kreise zogen: „Gott schließlich, dann nehmen wir weniger Blumen, die Hyazinthen können ja fehlen.“

„Nee, können sie nicht. Das ist gerade 's Schönste,“ er brummelte, „Hyazinthen wachsen in Großmutter's Garten, die will ich wieder haben; nee, wir müssen bloß 'n Gärtner sparen und einen suchen, der's billiger macht.“

„Na, den werden wir schon finden, hier auf dem Lande sind doch viele solche. Weißt Du, es kann doch auch 'ne Frau sein. Wir können ja die alte Richter nehmen aus 'n Armenhaus, die erwachsene. Sie hat mich schon gefragt, ob wir nicht mal Arbeit für sie haben.“

„Ja, hat sie?“ Es nickte bedächtig. „Ja, ja, die olle Richter, sie versteht ja die Landarbeit, man kann's ihr auch noch zeigen.“

„Die macht uns das gerade so gut wie 'n Gärtner und wenn sie fünf Mark kriegt, läßt sie noch die Hand.“ Sie lachte wieder.

„Die Alte nimmt ja doch keiner mehr, da ist sie froh über jeden Groschen. Ja, Männe, wir nehmen die alte Richter, mit der fungeln wir alles zurecht.“

„Und im Dorf nehmen sie einen noch wer weiß wie gut, daß man dem ollen Warm Arbeit giebt!“ Er nickte wieder.

„Na natürlich das auch noch, und für das, was wir an Lohn sparen, können wir ja mehr Blumen nehmen, da in der Eden ein paar Rosensträucher. Ach Du Männe, das machen wir, dann wird unser Garten wirklich wie ein Schmuckkasten!“ —

## Theater.

Schauspielhaus. Coquelin in Sandeaus „Frau Lein von Seiglière.“ — Constant Coquelin, der neben der Sarah Bernhardt berühmteste Schauspieler Frankreichs, der, seitdem er vor

etwa anderthalb Jahrzehnten aus dem Verbanne der Comédie française ausgetreten, als Wanderer fast die ganze Welt durchstreift hat, ist jetzt zum erstenmal nach Berlin gekommen.

Sollte er sich darum so lange geirrt haben, weil er fürchtete, man möchte in Deutschland ihn als den Vertreter national-französischer Kunst mit chauvinistischem Mißtrauen empfangen? Das scheint kaum denkbar. So schlimm es auch in Sachen des Chauvinismus bei uns bestellt sein mag, soweit, daß solche Reaktionen die Freude an fremder Kunst und die Empfänglichkeit für sie zu trüben vermöchten, ist es dem doch noch nicht gekommen. Der festliche Empfang, der ihm bei der Eröffnung seines Gastspiels von dem dichtgedrängten Hause beantwortet wurde, wird ihm — wenn das notwendig war — jeden Zweifel benommen haben.

Schade nur, daß das Stück, mit welchem Coquelin begann, selbst so weit hinter der feinen Charakterkunst, die der große Schauspieler in ihm entwidelte, zurückblieb. Es ist ein Intriguenpiel im alten Scribelschen Geschmack, in welchem die Personen wie Schachfiguren hin und her geschoben werden. Nur eine Rolle, die des Herrn Seiglière, macht beim Lesen auch heute noch einen lebendigeren Eindruck. Sie erinnert in ihrer Tendenz an Berangers berühmtes Spottlied auf die unverhängte aristokratische Emigrantenfamilie, die, als Napoleon gestürzt war, nach Frankreich zurückströmte, um hier all' ihre verstorbenen, durch die Revolution längst annullierten Rechtsansprüche wieder geltend zu machen: „Gut ab, der Herr Marquis von Carabas!“ Die Arroganz, die Großsprecherei, der Leichtsin, die Unwissenheit, die bornierte Selbstsucht dieser fossilen Herrschaften ist in dem Typus des Marquis Seiglière von Sandeau sehr pikant und lustig karikiert. Durch eine Schenkung ist der Herr in das „Schloß seiner Väter“ wieder eingesezt. Da erscheint der totgelaubte Sohn des früheren Besitzers, der unter Napoleons Fahnen gekochten, um das zu Unrecht verentente Gut zurückzufordern. Und nun beginnt ein ausgeklügeltes Intriguenpiel. Die Sache des jungen Mannes wird von dem pfiffigen Advokaten Destournelles, die des alten Barons von der Marquisse Vaubert vertreten, einer Dame, die spekulativen Sinnes die Verlobung ihres Sohnes mit der Tochter des Barons eingefädelt hat. So egoistisch berechnend die Alten, so überschwenglich delirant und großmütig sind die Jungen. Der von den Schlachtfeldern Rußlands zurückgekehrte Störenfried verliebt sich in die Tochter des Barons, die von seinen Ansprüchen an den Herrnsitz der Seiglières nichts ahnt. Doch da das Fräulein einem andren schon versprochen ist, und da er keinen Adelszettel ihr zu bieten hat, wagt es der kühne Krieger nicht, an Gegenliebe zu denken. Er will Abzicht nehmen und schweigend auf sein Recht verzichten. Herr Destournelles, der für alle Bosheiten der Baronin wie des Herrn von Seiglière noch Nevanche zu nehmen hat, weiß aber die Entsagungspläne seines Klienten zu kreuzen. Er spielt Vorsehung für die jungen Leute, führt eine Liebeserklärung herbei, und versteht es, indem er eine früher in dem Prozesse ihm ertheilte Vollmacht ausnimmt, dem windigen Baron so zu erklären, daß dieser in die schreckliche Mesalliance zu willigen bereit ist. Eine Reihe neuer Großmuthsausbrüche unter den jungen Leuten, — der Liebhaber, die Tochter des Barons, und ihr Verlobter wetteifern gradezu darin — stellt alles wieder in Frage. Keiner will etwas von dem andren annehmen. Doch schließlich triumphiert Herr Destournelles auch über diese Hindernisse. Die Intrigue der Baronin wird zerrissen, Bernhard bekommt seine Helene und der Marquis von Seiglière kann als glücklicher Schwiegervater bis ans Ende seiner Tage das „Schloß seiner Väter“ zieren.

Coquelin als Advokat, einschädigte für die vielen toten Stellen des Stückes. Die kleine Rolle wurde mit wahrer Meisterschaft gespielt. So oft man seine kurze elastische Gestalt mit den dünnen, in schwarzen Advokatenstrümpfen stekenden Beinen und dem mächtigen, bei aller Häßlichkeit so ausdrucksvollem Kopfe auf der Bühne sah, bekam alles Spannung und Leben. Jede Geberde, jedes Lächeln, jede Reigung des Kopfes, Tonfall, Klang und Tempo der Rede, alles zeigte von der absoluten Sicherheit, von dem klaren Verstande, mit welcher der Künstler seine Mittel beherrscht. Wie ein Fächer mit der geschmeidigen Klinge, so spielte dieser Advokat — freilich mit der Waffe des Wortes. Es gab da nichts, was eindringlicher zum Herzen hätte sprechen können. Die Rolle selbst schließt jeden tieferen Naturlaut aus. Die Bewunderung war Bewunderung des Verstandes, aber als solche echt und aufrichtig. Prächtig vor allem wirkte die schallhaft durchtriebene Ueberlegenheit, mit welcher Coquelin im letzten Akte, auf den Gerichtsbeschl gestützt, den kindisch aufbrausenden Baron Schritt vor Schritt in die Enge treibt und ihm tropfenweis als einzige Rettung den verabschiedeten Gedanken der Mesalliance suggeriert. Welches Spiel des ganzen Körpers! Man sah es seinen Arm- und Beinbewegungen förmlich an, wie er den alten, eisten Tropf einwickelte, wie er Faden um Faden straffer anzog!

Sehr munter spielte auch Jean Coquelin, wenn wir nicht irren, ein Sohn des großen Coquelin, den Marquis; freilich etwas allzu falstaffmäßig, mehr als reichgewordenen, dicken Bourgeois, wie als blaublütigen Aristokraten. Die Jagdpassionen, die in dem Stücke die größte Leidenschaft des Herrn Seiglière sind, liegen sich diesem forpulenten Herrn nicht wohl zuzutrauen. Frau Dürand, die bekannte Gründerin der „Fronde“, einer der Vorkämpferinnen der französischen Frauenbewegung, die sich der Coquelinischen Truppe angegeschlossen hat, schien — wie nur natürlich — auf der Bühne noch nicht recht heimisch. Die jugendliche Rolle der Helene paßte nicht für sie. Das war um so schlimmer, als eine außerordentlich laute Melame

künstlich die höchsten Erwartungen erregt hatte. Frau Vouchet sprach die Rolle der Baronin Vaubert mit vieler Verbe, doch ohne besonderen Reiz des Mienenspiels.

Den Abschluß bildeten zwei Coquelinische „Monologe“: ein kleiner, die Sprachverlegenheiten des Ausländers persiflierender Scherz und ein effektvolles Deklamationsstück, die Erzählung eines Schiffbrüchigen. Die Geschichte hätte nicht malerischer, nicht lebendiger vorgetragen werden können. Aber es waren zu viel der Effekte. Zumal nach der Sandeauischen Komödie hatte man Hunger nach etwas Substantiellerem, nach Seelentiefen und einfacher Natur. — dt.

**Aus dem Tierreiche.**

en. Leuchtende Tausendfüßler kommen auch in Europa vor, wenigstens hat ein Mitarbeiter der „Nature“ in Süd-England ein solches Tier beobachtet. Er sah eines Abends unter der Thür seines Hauses im Rasen ein Licht von glänzender grünlich-blauer Färbung. Es bewegte sich vorwärts und ließ einen Lichtschweif hinter sich, der sich allmählich in verstreute, leuchtende Punkte auflöste. Das bleibende Licht hatte die Form eines fadenartigen Körpers. Der Beobachter zündete ein Streichholz an und stellte nun fest, daß die zerstreuten Lichtpunkte im Gefolge des leuchtenden Körpers etwa ein Duzend roter Ameisen waren, und dieser selbst eine Erdassel, die von jenen verfolgt wurde. Der kleine Tausendfüßler mußte wohl eine leuchtende Flüssigkeit ausgeondert und auf seine Feinde übertragen haben. Das Tier wurde aufgenommen und in ein Glas gesetzt, wo es zu leuchten fortfuhr. Als sein Beobachter es zufällig aufsaß, um es auf der Hand zurück zu halten, fühlte er plötzlich ein heftiges Prickeln in den Fingern, wie es etwa bei der Berührung mit einem schwachen elektrischen Strom entsteht, so daß er die Hand hastig zurückzog. Er rief dann einem Freund, um festzustellen, daß dieser ganz dieselbe Empfindung bei der Berührung des Tausendfüßlers hatte. Der Leuchtstoff schien in einzelnen blaugrünen Blitzen aus dem Tierkörper hervorzugehen. Bald hörte übrigens die Erscheinung auf, da die Erdassel wahrcheinlich im Kampf gegen die Ameisen ihre Leuchtsubstanz bereits erschöpft hatte. Es muß wohl angenommen werden, daß diese Ausscheidung auch eine giftige Eigenschaft besitzt, vermöge derer sich das kleine Tier gegen seine Feinde zu schützen sucht. —

**Humoristisches.**

— Profaisch. Freundin: „Ich sah Dich diesen Nachmittag mit einem fremden Herrn auf der Gartenbank sitzen; hat sich zwischen euch etwas entzogen?“

Wassisch: „Ach nein, der Anfang ist gemacht worden . . . aber später hat sich jemand zwischen unsere Herzen gesetzt!“ —

— Proh: „Marie . . . hör' sofort auf, das Lied zu singen, es ist ä Volkslied!“ — („Wegg. hum. Vl.“)

**Notizen.**

— „Der goldene Schlüssel“, ein Drama von Rudolf Prescher, ist vom Schauspielhaus in Frankfurt a. M. zur Aufführung angenommen worden. —

— Die „Elf Scharfrichter“ sind von der Münchener Polizei für eine öffentliche Bühne erklärt worden; sämtliche zum Vortrag kommenden Scenen und Lieder müssen fortan der Censur vorgelegt werden. —

— „Seine Kleine“, eine große Berliner Ausstattungssoppe, wird am Sonnabend im Thalia-Theater zum erstenmale gegeben. —

— Weingartners neue Oper „Drestes“ wird Mitte Februar im Leipziger Stadttheater die Erstaufführung erleben. —

— „Das Glück“, eine Märchenoper von Rudolf v. Prochaska, fand bei der Erstaufführung im Düsseldorfener Stadttheater eine freundliche Aufnahme. —

— Mahlers vierte Sinfonie hatte bei ihrer Aufführung durch die Wiener Philharmoniker einen bestreitenen Erfolg. —

— Die Ausstellung der Berliner Seceßion „Zeichnende Künste“ wird bis zum 20. Januar geöffnet bleiben. —

— Die von Werner Vegas geschaffene Portraitbüste Reinhold Vegas' ist vom Kultusministerium für den Staat angekauft worden; sie wird im neuen Gebäude der akademischen Hochschule für die bildenden Künste aufgestellt werden. —

— Henry van de Velde übernimmt die Leitung der Weimarer Kunstschule. —

— Ein Thermometer für tiefe Temperaturen hat der Franzose Baudin konstruiert, indem er statt Quecksilber oder Alkohol einen leichten Petroleumäther von der Dichte 0,647 bei 15 Grad Celsius anwandte. Dieses Thermometer gefriert selbst bei der Temperatur flüssiger Luft, also bei -220 Grad Celsius, nicht. Graduiert wurde es bei vier festen Punkten, bei dem Siedepunkt des Methylnchlorids und bei dem Schmelzpunkt des Eises. —

— In der Nähe des Hafens von Panga (bei Fiume) wurde dieser Tage ein 5/2 Meter langer und 3000 Kilogramm schwerer Hai-fisch gefangen. Im Magen dieses See-Allgähners wurden ein Paar Hosen, menschliche Leberreste, dann eine Röhrglocke und ein Stiefel vorgefunden. —